

Schatten über Sanssouci

Am Hof von Friedrich dem Großen blühen die schönen Künste. Im Zentrum steht der Komponist und Flötenlehrer des Königs, Johann Joachim Quantz. Doch dieser gerät plötzlich unter Mordverdacht. Lesen Sie einen Auszug aus dem historischen Kriminalroman von Oliver Buslau.

Nach einer kurzen Probe brachen sie zum Schloss auf. Quantz saß wie immer neben Bach in der Kutsche, und als sie sich auf der Brandenburger Straße dem Tor näherten, hatte er schon mindestens hundert Mal vorgehabt, den Cembalisten auf die Ereignisse im Stadtschloss anzusprechen. Um sich dann hundert Mal wieder zu beherrschen und es zu lassen. Er musste erst mehr Informationen in der Hand haben und mehr darüber erfahren, was hinter seinem Rücken im Gange war. Wenn es sich wirklich um eine Intrige handelte, war es sicher unklug, Bach und damit die ganze Gegenseite wissen zu lassen, dass er das Treffen im Berliner Schloss belauscht hatte. Und wenn es eine harmlose Sache war, hatte eine direkte Konfrontation noch weniger Sinn. Bach würde untrüglich spüren, dass Quantz sich ausgeschlossen fühlte und um seine Position fürchtete. Wenn er nur wüsste, wie La Mettrie damit zusammenhing ...

Die Kutsche bog auf den Weg hinauf zum Schloss ab. Alles schien so zu sein wie immer. Doch das Hochgefühl, die angenehme Erregung, die ihn sonst auf dem Weg zum königlichen Kammerkonzert ergriff, war schwächer. Stattdessen erfüllte ihn dunkle Bangigkeit. Quantz wurde die Vorstellung nicht los, dass ihm im heutigen Konzert irgendetwas bevorstand. Ei-

Quantz wurde die Vorstellung nicht los, dass ihm im Konzert etwas bevorstand

ne Art von Verwarnung, eine Bloßstellung, die Seine Majestät manchmal mit einer geradezu diebischen Freude an seinen nächsten Bediensteten übte.

Sie brachten die steile Auffahrt zum Ehrenhof hinter sich, stiegen aus und gingen ins Vestibül, um auf den Befehl zu warten. Man rief sie in den Marmorsaal, und kurz darauf geschah etwas, was selten vorkam: Der Monarch persönlich öffnete ihnen die Tür zu seinen Gemächern. Im Musikzimmer brannten schon die Kerzen. Quantz trat zu Friedrich, der genau unter dem goldenen Spinnennetz stand. Er schlug die Mappe mit den Noten der Stücke auf, die sie heute musizieren wollten.



„Mein lieber Quantz, ist das etwa alles?“ Der Blick aus den blauen Augen des Königs wirkte ernst. „Wie meinen Sie ...?“ „Ich meinte, mich klar ausgedrückt zu haben. Wo ist das neue Konzert, das ich befohlen hatte?“ Die anderen Musiker senkten die Köpfe und erstarrten zu bewegungslosen Figuren. „Das neue Konzert... Ich dachte, Sie hätten befohlen, erst einmal das letzte Werk zu studieren.“ „Sie haben einen Abend Zeit gehabt“, sagte Friedrich, und seine Stimme besaß jetzt einen fast wohlwollenden, freundlichen

Klang. Nur wer ihn nicht gut kannte, ließ sich dadurch täuschen. Quantz unterlief dieser Fehler nicht. „Ich habe Ihnen einen Abend Urlaub gegeben, erinnern Sie sich? Ihnen allen hier. So kann ich doch erwarten, dass das nächste Konzert akkurat vorbereitet wird.“

„Sicher sind wir vorbereitet, Majestät, sehr gut sogar, aber –“ „Und doch haben Sie darauf verzichtet, mir eine neue Komposition zu schreiben.“ „Sie ist ... im Entstehen begriffen, Eure Majestät. Ich werde es sehr schnell ausgearbeitet haben. Sie können sich darauf verlassen. Morgen –“ „Ach was, morgen. Morgen geht vielleicht die Welt unter. Was zählt, ist die Gegenwart. Und was zählt, ist Ihr Gehorsam,

den Sie in all den Jahren stets bewiesen haben und den ich Ihnen teuer bezahle. Zweitausend Taler sind kein Pappenstiel. Auch für mich nicht. Leider wurde in preußischen Ställen noch kein Esel geboren, der goldene Taler scheißt.“

Musste er das Thema Geld ansprechen? Quantz hatte bemerkt, wie Bach und seine Kollegen zusammengezuckt waren. Wenn Friedrich unmissverständlich zum Ausdruck brachte, dass sein Hofflötenist im Reichtum schwamm, verstärkte das den Neid nur noch. „Wie dem auch sei“, fuhr der König fort, „Sie haben mich verstanden. Beginnen wir mit dem, was wir haben. Das C-Dur-Konzert, bitte.“ „Aber um Ihre Fertigkeiten auf der Flöte zu verbessern, Majestät, wäre es angebrachter, zuerst das neuere Stück in G-Dur zu wiederholen –“ „Unterbrechen Sie mich nicht. Gehorchen Sie. Damit wäre ich schon zufrieden.“ Friedrich schlug die Noten auf und wandte sich an Bach und die anderen. „Mein Konzert in C.“

Quantz schlich demütig in seine Ecke, wo er der Musik stets zuzuhören pflegte. Das Vorspiel setzte ein, doch die Musiker spielten angespannter und steifer als sonst. Das lebhafteste Thema, das eigentlich frisch und fröhlich über Stock und Stein dahinlaufen sollte, marschierte langsamer, eher gepresst und verhalten. Auch als der König einsetzte, verbesserte sich der Ausdruck der Darbietung nicht. Quantz startete in den dunkelblauen Abendhimmel jenseits der großen Fenster. Er zwang sich, seine Gedanken auf die Komposition zu lenken, die Seine Majestät unter seiner Anleitung geschaffen hatte. Es lag eine besondere Idee in dem Werk: Normalerweise setzte in einem Konzert das Soloinstrument nach dem Vorspiel mit derselben Melodie ein, mit der die Streicher das Stück eröffnet hatten. Hier jedoch war der Einsatz losgelöst von dem vorgegebenen thematischen Material. Es war, als beginne der Herrscher mit seinem Einsatz ein ganz neues Stück, mit eigenen Gedanken und eigenen roten Fäden, an die sich die Soli in steigendem Schwierigkeitsgrad anschlossen.

Das letzte Solo barg besondere Herausforderungen. Es handelte sich um eine schier endlose Kette schneller Sechzehn-

telnoten, die recht schwierig zu greifen waren – vermischt mit langen Abschnitten, in denen dem Solisten der Atem knapp werden konnte. Während des Zwischenspiels der Streicher und des Klaviers pausierte der König und starrte auf die von Kerzenflammen beleuchteten Noten. Er hatte die Flöte in die rechte Hand genommen und schlug sie immer wieder leicht in die geöffnete linke. Er war zu verkrampft. So würde er das Solo nicht schaffen.

Friedrich begann. Lange bevor es eintrat, konnte Quantz ein bevorstehendes Stolpern voraussehen. Irgendwo mitten in dem Solo geschah es: Der König übersah ein Atemzeichen und hatte nicht mehr genug Luft, um den Rest der schnellen Notenkette ohne Unterbrechung abzuspulen – und ein mechanisches Abspulen war es ohnehin, was der König heute vorlegte. Das war kein emotionales, mitfühlendes Musizieren. Es wirkte, als wolle Friedrich mit Gewalt die Noten abliefern, die dort standen. Und schließlich brachte der verpasste Atemzug die ganze nächste Passage zum Erliegen. Friedrich verzögerte seinen Einsatz um noch eine Achtel, Graun an der Ersten Geige versuchte zu korrigieren. Bach, der versierte Improvisator, reagierte schnell und zog mit, aber die anderen spielten noch einige Momente versetzt und falsch weiter, bis alles in heillosen Durcheinander geriet.

„Aufhören“, rief der König, weil niemand wagte, das Musizieren einzustellen. Jedem war klar, dass Friedrich der entscheidende Fehler unterlaufen war. Quantz hielt es als Flötenlehrer des Monarchen für seine Pflicht, seine Meinung kundzutun. „Majestät, wenn Sie wünschen, zeichne ich Ihnen deutlichere Atemzeichen ein.“ „Das war bisher nicht nötig und wird auch jetzt nicht nötig sein“, brummte Friedrich. „Wenn der Lehrer versagt, darf es der Schüler dreimal. Von vorn.“ Quantz war fast erleichtert, dass Friedrich nun doch noch das Ereignis aus Berlin zur Sprache brachte. Vielleicht war damit alles vorbei und vergeben und vergessen.

Die Musiker schienen beim zweiten Anlauf mehr Konzentration aufzubringen. Die Heiterkeit, die der König – wie er Quantz versichert hatte – in dem Thema zum Ausdruck bringen wollte, kehrte zurück. Auch Seine Majestät schien davon angespornt zu sein. Er legte das Solo mit

Bravour hin, sodass Quantz in das Nachspiel der anderen hinein applaudierte. Der letzte Ton war noch nicht verklungen, da öffnete sich die Tür zum angrenzenden Audienzzimmer, und ein Lakai trat herein mit einem silbernen Tablett in der Hand, auf dem ein zusammengefaltetes Papier lag. Die Szene erinnerte an die Ankunft des alten Bach, damals, vor etwa einem Jahr, im Stadtschloss. Friedrich las, was auf dem Zettel stand, legte die Flöte auf den Flügel und rief in Richtung Tür: „Ich lasse bitten. Soll aber noch warten.“ Zu den Musikern gewandt sagte er: „Das Konzert ist beendet. Au revoir. Quantz, Sie bleiben noch.“

Die Musiker verneigten sich und zogen sich zurück. Seine Majestät hatte bereits die Tür zu seinem Arbeits- und Schlafzimmer geöffnet und winkte Quantz, ihm zu folgen. Drinnen sah er ihn streng an. „Was ist mit Ihnen los?“ „Was meinen Sie, Eure Majestät?“ Friedrich setzte sich an seinen Schreibtisch. „Ich meine, dass etwas mit Ihnen los ist, Mensch.“ Es war undenkbar, aber am liebsten hätte Quantz die Frage zurückgegeben und den König gefragt, was mit ihm los sei. So unkonzentriert hatte er seinen Schüler selten erlebt. „Sie finden, ich hätte schlecht gespielt?“, fragte Friedrich. Quantz schluckte. Seine Kehle war wie zugeschnürt, er brachte kein Wort heraus. „Geben Sie es zu. Ich glaube, wir sind beide mit anderen Dingen beschäftigt, die uns der inneren Ruhe, die man für die Musik nun einmal braucht, berauben. Nur was Sie betrifft –“

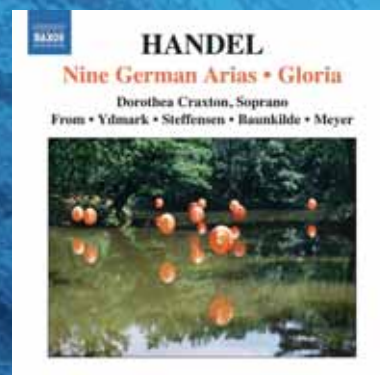
„Majestät, ich –“, „Lassen Sie mich ausreden. Was Sie betrifft, so rate ich Ihnen, bei Ihren Leisten zu bleiben und mir mit Musik zu dienen, wie es Ihre Aufgabe ist. Von Ihnen erwartet niemand, einen Staat zu führen oder dafür zu sorgen, dass eine verrückte Österreicherin, die sich Kaiserin nennt, Preußen nicht ans Leder will.“ „Jawohl, Majestät.“ „Schätzen Sie sich glücklich, allein der Tonkunst dienen zu dürfen. Und natürlich mir. Das wäre alles.“ Quantz verbeugte sich und zog sich zurück. Als er rückwärts gehend ins Musikzimmer trat, stieß er jemanden an, der dort vor der Tür bereits wartete. „Herr Musikus, so sieht man sich wieder.“

Oliver Buslau: Schatten über Sanssouci, Emons-Verlag, Köln 2011, 415 S., 11,90 Euro



CD des Monats NOVEMBER

8.551288



8.572587



8.551284



8.572272

Sprachkunst-Spiele

Vor 200 Jahren nahm sich Heinrich von Kleist das Leben. Sein inszenierter Freitod beschäftigt seine Biographen zwar bis heute, hat aber die Qualität seiner Dichtungen nicht beeinträchtigen können.

Bei so einem Regisseur hätte eigentlich nichts schiefgehen können! Goethe höchstselbst führte Regie, als Heinrich von Kleists „Der zerbrochne Krug“ im März 1808 in Weimar uraufgeführt wurde. Es ging aber doch schief; der Applaus war spärlich, das Feuilleton am nächsten Tag bissig. Kleist gab Goethe die Schuld, der wiederum machte den Schauspieler des Dorfrichters Adam verantwortlich. Die Verantwortlichkeitsfrage stellt sich nicht, wenn man die neueste Hörbuch-Produktion dieses Lustspiels heranzieht; denn dort spricht Stefan Kaminski gleich alle Rollen auf einmal. Die Fassung ist behutsam gekürzt und passt nunmehr auf eine einzelne CD. Kaminski hat sich eine Herkulesaufgabe aufgeladen, sind doch die einzelnen Charaktere so raffiniert angelegt, dass man es als Sprecher zwar einerseits leicht hat, weil sich die Unterschiede fast von selbst ergeben; andererseits aber kann man damit nur scheitern, weil man ständig Gefahr läuft zu überzeichnen. Doch Kaminski scheitert nicht – er legt den Adam als burlesk-impulsiven, tölpelhaften Dorf-Juristen an, Licht als hündisch-pfiffigen Schreiberling, Walter als gelehrig-distanzierten Gerichtsrat, die zweite Magd als betont diensteifrig. Ein Experiment, dem naturbedingt die Atmosphäre einer Theateraufführung

„Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder“

fehlt, das aber dennoch als Hör-CD durchaus seine Reize hat, weil Kaminski über die nötige Frische und den nötigen Witz verfügt.

Unter dem Titel „Die große Dramenbox“ liegt nun eine Edition vor, die alte Schätze aus deutschen Rundfunkarchiven versammelt. Die „Penthesilea“ (eine WDR-Produktion) stammt von 1956 und ist mit Will Quadflieg und Maria Becker als Amazonenkönigin hochrangig besetzt. „Das Käthchen von Heilbronn“ (BR) datiert von 1960 und bringt in zwei Nebenrollen das „Derrick“-Paar Horst Tappert und Fritz Wepper zusammen; Friedrich Domin spricht den Kaiser, Max Ekhard den Graf vom Strahl und Dunja Movar die

Titelrolle. In „Der zerbrochne Krug“ aus dem Jahr 1961 (SFB) sind Paul Wagner als Walter und Eduard Wandrey als Dorfrichter Adam die prägenden Figuren. Den „Prinz Friedrich von Homburg“ spricht in einer SR-Produktion von 1958 Rolf Schult – an seiner Seite Paul Walter Jacob, Mila Kopp, Margot Franken, Hansgeorg Laubenthal u. a. Schließlich „Amphitryon“ (NDR 1963) mit Eleonore Schroth, Ulrich Haupt, Klaus Hühne und Wolfgang A. Kaehler. Durchweg scheinen diese Hörspiel-Ästhetiken heute überholt, manches wirkt konstruiert, wo heute unaufdringlicher artikuliert wird. Muss das gegen diese Fassungen sprechen? Nein, denn auf der anderen Seite zeigen diese Versionen, wie sehr sich Kleist als brillanter Sprachkünstler verstand, der seine Figuren aus dem Geist der Sprache entwickelt und dadurch nichts von seiner Zeitlosigkeit eingebüßt hat.

Die Radikalität spiegelt sich auch in Kleists schmalem, aber hochbrisantem Prosawerk. Zwei Schauspieler zeigen, wie denkbar unterschiedlich man diese Texte heute vortragen kann: auf der einen Seite Ulrich Matthes. Er liest den „Michael Kohlhaas“ mit betont unaufdringlicher Stimme. Klug die Kleist'sche Syntax ordnend, meidet er Übertreibungen und setzt auf einen flüssigen Vortrag. So wird dieser Text mühe- und schwere- los ins Heute transferiert; fern jeder Klanggewalt moduliert Matthes insgesamt gewollt unauffällig.

Einen entgegengesetzten Weg hat Rolf Boysen gewählt, der Kleists Novellen zwischen November 2010 und Sommer 2011 als 90- bzw. 91-Jähriger in München öffentlich vorgetragen hat. Man mag seine Lesart für überzogen halten und seine vielen Überbetonungen kritisieren; dann wäre Matthes mit seiner zurückhaltenden Art der willkommene Gegenpol. Doch Boysen liest nicht, wie Matthes, er trägt vor.

Schon im ersten Absatz des „Kohlhaas“ übersetzt er das Ungeheuerliche der Geschichte in eine adäquate Vortragsform: „Die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweif hätte. Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und



Mörder.“ Das „ausgeschweif hätte“ ist ein einzigartig zorniges Crescendo. Allein in diesen wenigen Zeilen spiegelt Boysen das fanatische Rechtsbewusstsein des Protagonisten, der letztlich zur Selbstjustiz greifen wird. Rolf Boysen macht aus diesen Erzählungen große Dramen, Ein-Mann-Schauspiele. Er inszeniert die Texte mit teils kühn gedehnten, langen Pausen und mit markigen Zäsuren in der Lautstärke, die, nüchtern betrachtet, das Verständnis des komplizierten Kleist-Satzbaus erleichtern, die, weniger nüchtern, eine singuläre Sogkraft auf den Hörer entfalten.

Die insgesamt 15 CDs enthalten nicht nur die bekannten Novellen, wie „Die Marquise von O...“, „Das Bettelweib von Locarno“, „Das Erdbeben in Chili“ oder „Die Verlobung in St. Domingo“, sondern auch die – scheinbar – unbedeutenderen Prosatexte wie „Der Zweikampf“ oder „Die Heilige Cäcilie oder Die Gewalt der Musik“. Auch Kleists theoretisch-programmatische Texte „Über das Marionettentheater“ und „Über die allmähliche Verrückung der Gedanken beim Reden“ füllt der Schauspieler mit Leben – ebenso wie die ausgewählten Briefe und Anekdoten.

Christoph Vratz

Audio-CDs mit Werken von Heinrich von Kleist:

Der zerbrochne Krug;

gesprochen von Stefan Kaminski;
GoyaLit CD 9783833728587

Die große Dramenbox; mit Hansjörg Felmy, Will Quadflieg, Horst Tappert u. a.;
DAV 9 CD 9783862311026

Michael Kohlhaas; gelesen von Ulrich Matthes; Argon 4 CD 9783839811177

Novellen, Anekdoten u. a.;

gelesen von Rolf Boysen;
Hörverlag 15 CD 9783867177474



Im Triolengitter

Neidisch könnte man als Nachgeborener auf die sechziger Jahre blicken, auf die spannenden Entwicklungen in Kunst und Gesellschaft, die in der Rückschau fast vergessen lassen, wie viel zu dieser Zeit tatsächlich noch in Staub und Trümmern lag. Nicht zuletzt hatte sich das im Krieg arg gebeutelte Köln zu einer der wildesten Brutstätten neuer Ideen entwickelt: Oft versammelte sich die internationale Spitze der Avantgarde hier; unter anderem in der Lintgasse

28 nahe des Rheins, wo die junge Künstlerin Mary Bauermeister ihr Atelier betrieb und mit Gästen wie John Cage, Mauricio Kagel und Nam June Paik berühmt-berühmte Happenings in Szene setzte.

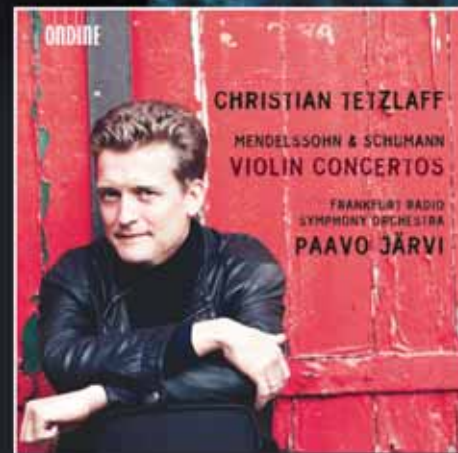
Einen längeren Aufenthalt in Mary Bauermeisters kunstbestimmtem Leben sollte Karlheinz Stockhausen nehmen, mit dem sie eine lange Beziehung inklusive mehrjähriger Ehe führte und dem sie sich trotz aller Schwierigkeiten über seinen Tod hinaus noch heute verbunden fühlt. So verbunden, dass sie soeben in der Edition Elke Heidenreich ein Buch über ihre gemeinsamen Jahre mit dem Jahrhundert-Genie veröffentlicht hat. Der Titel „Ich hänge im Triolengitter“ geht auf einen Albtraum Stockhausens zurück: „Sein Kopf war im Traum wie eine Note im System der Notenlinien gefangen gewesen, und er hatte große Mühe mit dem Versuch der Befreiung“, berichtet Mary Bauermeister über diesen Traum aus den frühen sechziger Jahren, den ihr Stockhausen unmittelbar nach dem Erwachen geschildert hatte. Abgesehen davon, dass einem Menschen, der sich so vollständig der Tonkunst verschreibt, bisweilen sogar Noten im Schlaf erscheinen, liest sich das Geträumte wie ein Gleichnis über die verfahrenen Beziehungsstrukturen im Leben des Künstlerpaars, deren Schilderung den wesentlichen Teil des Buches in Anspruch nimmt.

Ob man jedes intime Detail aus dem Privatleben des Elektro-Pioniers wissen möchte, sei dahingestellt; falls nicht, sollte man etliche Seiten überspringen, da die Neugier im Zweifelsfall aber stärker sein dürfte, erfährt man hier wenigstens alles aus erster Hand: von den Anfängen einer heimlichen Affäre, von den Problemen mit dem gewalttätigen Exfreund Mary Bauermeisters (mit dem sich Stockhausen auf offener Straße prügelte) bis zur ungewöhnlichen Übereinkunft mit der Noch-Ehefrau Doris, eine Art Ehe zu dritt zu führen. Mit deutlichen Blicken ins Schlafzimmer und garniert mit unzähligen zusätzlichen Affären des Komponisten, die die Autorin ihren Lesern nicht vorenthält, liest sich das Buch über weite Strecken fast wie ein Kolportage-Roman. Beim zweiten Hinsehen jedoch entwirft der gut 300-seitige Band das schillernde Charakterbild einer der interessantesten Künstlerpersönlichkeiten der letzten Jahrzehnte. Wer Stockhausens scheinbare Widersprüchlichkeit begreifen möchte, bekommt durch den authentischen Bericht Mary Bauermeisters zumindest eine Ahnung von dem, was den Komponisten zeit seines Lebens umgetrieben hat, wenn er nicht gerade mit Projekten wie dem gewaltigen „Licht“-Zyklus oder mit der Gartenarbeit beschäftigt war: von erotischer Unkonventionalität bis zu katholischer Verklemmtheit, von kompromissloser Strenge bis zu geduldiger Nachgiebigkeit, von liebevoller Hingabe bis zum kalt berechneten Eigennutz. Auch seine Hinwendung zu außereuropäischer Spiritualität ab Ende der sechziger Jahre vollzieht der Leser dank Bauermeisters Schilderung nach.

Obgleich die Autorin ihr eigenes Leben an der Person Stockhausen abzuarbeiten scheint, trägt das Buch nicht den Charakter einer Abrechnung. Ganz im Gegenteil hat man das Gefühl, Mary Bauermeister habe in ihm auch über seinen Tod hinaus den Mann fürs Leben gefunden, dem sie nun ein liebevolles Andenken widmen möchte. Sicher erliegt auch sie an manchen Stellen der Gefahr der Glorifizierung, spart (wohl aus Rücksicht) trotz aller Bekenntnisthaftigkeit manch unangenehmen Aspekt aus, wie etwa das Zerwürfnis der gemeinsamen Kinder Simon und Julika mit ihrem übermächtigen Vater. Unschätzbar wertvoll und anregend jedoch sind die Einblicke in die Kulturgeschichte, die das Künstlerpaar wie wohl kaum ein anderes in dieser Zeit wesentlich mitgestaltet hat. Intensiv gelebte Zeit, lebendig erzählt.

Stephan Schwarz

Mary Bauermeister: Ich hänge im Triolengitter – Mein Leben mit Karlheinz Stockhausen. Edition Elke Heidenreich bei C. Bertelsmann, München 2011, 338 S., 21,99 Euro



EXKLUSIV-VERTRIEB FÜR DEUTSCHLAND:
Naxos Deutschland GmbH
www.naxos.de Newsletter: info@naxos.de

ONDINE
www.ondine.net

